Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 360. **Freitag** den 17. Juli 1896. **90. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 17. Juli.

Der **Bund der Landwirthe** bewährt sich immer mehr als „Vorfrucht" der Freisinnigen Volkspartei. Nachdem der Radicalismus sich kürzlich im Reichstagswahlkreise Ruppin-Templin, bis zur vorletzten Wahl ein sicherer Besitz der Conservativen, behauptet hat, ist nun auch der Wahlkreis **Löwenberg-Greiffenberg** an einen Parteigenossen des Herrn Richter, den Berliner Rector Kopsch, übergegangen. Nach den vorliegenden Meldungen, die kaum eine wesentliche Berichtigung erfahren dürften, ist die Niederlage des agrarischen Candidaten Grafen Nostitz-Jobten sogar eine sehr empfindliche. Er hat in der Stichwahl nicht mehr als 4797 gegen 5966 Stimmen erlangt, während der bisherige conservative Vertreter des Kreises, Herr v. Holleuffer, im Jahre 1893 im ersten Wahlgang mit 5051 gegen 4486 Freisinnige gewählt worden war. Dem Grafen Nostitz sind in der Stichwahl nur 301 Stimmen zugewachsen, seinem Gegner 1366. Diese Ziffern erlangen erst ihre volle Bedeutung, wenn man den Umstand in Betracht zieht, daß der Bund der Landwirthe, dessen Führer im Kreise Löwenberg der Unterlegene ist, die größten Anstrengungen für die Wahl des Grafen Nostitz gemacht hatte. Der Ausspruch der conservativen Agrarier, als die Vertreter der Interessen und Wünsche der Landwirthschaft zu gelten, hat sich hier wieder, wie in Colberg, Ruppin und anderen Wahlkreisen, als hohle Anmaßung gezeigt. Der neueste Mißerfolg ihrer Agitation ist um so bemerkenswerther, als die Verwerfung des Margarinegesetzes am Tage vor der Wahl bekannt geworden war und man es natürlich nicht an Versuchen wird haben fehlen lassen, den Beschluß des Bundesrathes nach Art der „Kreuzzeitung" und der „Deutschen Tageszeitung" auszubeuten. Ergebniß: statt der signalisirten „Erbitterung" gegen die Regierung die Wahl eines Gegners jeder Margarinegesetzgebung sowie überhaupt jeder staatlichen Action zu Gunsten der Landwirthschaft. Der Ausgang könnte der Leitung des Bundes und der conservativen Partei zu denken geben, ebenso die der „Nationalliberalen Corr." mitgetheilte Thatsache, daß Centrumswähler entgegen der Entscheidung ihrer Parteileitung den Ausschlag zu Gunsten des freisinnigen Candidaten gegeben haben. Neben den schlesischen Klerikalen, die den Centrumsführern nicht mehr gehorchen, weil diese ihnen nicht agrarisch genug sind, sieht man also andere Meuterer auftauchen, die von dem entgegengesetzten Beweggrund geleitet sind.

Die „Deutsche Postzeitung", das Organ des Verbandes deutscher Post- und Telegraphen-Assistenten, giebt in ihrer letzten, soeben erschienenen Nummer noch einmal eine sehr ausführliche Darstellung des **„Falls Bashford"**. Diese Darstellung, die sich anscheinend auf die Aussagen von Augen- und Ohrenzeugen des Vorganges gründet, stellt das Benehmen Bashford's als ein so grobliches hin und weicht von der Erklärung, die der Staatssecretair Dr. v. Stephan im Reichstage abgab, in so wesentlichen Puncten ab, daß der Herr Staatssecretair sich genöthigt fühlen dürfte, eine abermalige genaue Untersuchung des Falles anzuordnen und dann entweder jene Erklärung zu berichtigen, oder gegen die „Deutsche Postzeitung" und ihre Gewährsmänner einzuschreiten. Jedenfalls beweist die Darstellung, daß der Reichstag einen Fehler begangen hat, als er auf eine Besprechung der Erklärung des Herrn Staatssecretairs verzichtete. Unter den Interpellanten befanden sich augenscheinlich einige Abgeordnete, die Mittheilungen von betheiligter Seite empfangen hatten und deshalb in der Lage waren, über diejenigen Puncte, in denen diese Mittheilungen von den Erklärungen des Herrn Dr. v. Stephan abwichen, weitere Aufklärung zu verlangen. Wäre das geschehen, so würde eine vollständige Klarstellung der Sachlage alsbald erfolgt sein und es wäre der Reichspostverwaltung die fatale Nothwendigkeit erspart geblieben, gegen schroffe Angriffe der „Deutschen Postzeitung" entweder sich vertheidigen oder einschreiten zu müssen.

Die Bemerkungen, die wir kürzlich an dieser Stelle (Abendausgabe vom 7. d. M.) über die auf der Dresdner Generalversammlung der **freisinnigen Volkspartei Sachsens** producirten Wirrheit gemacht haben, lassen die Demokraten in beiderlei Gestalt nicht zur Ruhe kommen. Der Stuttgarter „Beobachter" folgt dem Beispiel eines freisinnig-volksparteilichen Blattes, indem er eine ganze Spalte darauf verwendet, uns zu beweisen, daß die Demokratie in Württemberg ein self made woman und nicht von der Regierung hochgebracht worden sei. Nur der bei den Wahlen beobachteten Neutralität der württembergischen Regierung habe die Volkspartei Erfolge zu verdanken, im Uebrigen sei sie ganz allein der Schmied ihres gegenwärtigen Glückes. Schön, aber der Redner, der in Dresden den Vergleich zwischen Sachsen und Württemberg zog, hat nicht nur von den Wahlen gesprochen, sondern von der Regierungspolitik überhaupt, und dabei hat er — alles nachträgliche Beschönigen hilft da nichts — die gute Position der württembergischen und die — weniger gute der sächsischen Volksparteien mit dem verschiedenartigen Verhalten der beiden Regierungen erklärt. Wenn der „Beobachter" das fatal findet, und er hat allerdings Ursache dazu, so möge er sich an den Dresdner Redner halten, natürlich an das, was dieser wirklich gesagt hat, und nicht an das, was er nach der dem „Beobachter" zugeschickten Nummer eines sächsischen Blattes jetzt gesagt haben möchte.

Ueber eine angeblich eingetretene Trübung in den bekanntlich besonders freundlichen Beziehungen zwischen dem **deutschen Kaiser** und dem **Sultan** veröffentlichte der Berliner Correspondent des „New York Herald" sensationelle Enthüllungen. Die Mittheilungen des Berichterstatters, die unter Anderem auch von dem Pariser „Temps" reproducirt wurden, besagten im Wesentlichen das Folgende: Der Chef der deutschen Militairmission in Konstantinopel, Kamphoevener Pascha und seine Collegen Kalau von Hofe (der „Temps" schreibt General Hobe, der, wie erinnerlich, schon lange nicht mehr in türkischen Diensten steht) und Grumbkow Pascha hätten seit März dieses Jahres ihr Gehalt nicht ausbezahlt erhalten, weshalb sie bei der türkischen Regierung mit der Unterstützung des deutschen Botschafters Baron Saurma vorstellig geworden seien. Da dieser Schritt von keinem Erfolge begleitet war, hätten die genannten deutschen Officiere ein „Ultimatum" an den Sultan gerichtet, worin sie die Begleichung ihrer Forderungen binnen acht Tagen forderten. Hierauf habe Kamphoevener Pascha die Antwort erhalten, er könne einen „unbegrenzten Urlaub" nach Deutschland antreten, und der genannte Marschall sei entrüstet über eine derartige Behandlung nach Berlin abgereist, wo er, mit Zustimmung des deutschen Botschafters, dem Kaiser Wilhelm persönlich seine Beschwerde vorbrachte. Der deutsche Kaiser sei über den Vorfall sehr „indignirt" gewesen und habe sich dem türkischen Botschafter in Berlin gegenüber auch unumwunden in dem gleichen Sinne geäußert, ja er hätte hierbei sogar „ernste Worte über den Sultan selbst" fallen lassen. Soweit die Erzählungen des „New York Herald". Dieselben haben, wie der „Pol. Corr." aus Konstantinopel geschrieben wird, in den dortigen betheiligten Kreisen sehr unangenehm berührt, da sie in ihren Hauptpuncten vollkommen erfunden sind. Richtig ist nur, daß die Gehaltsrückstände an die Mitglieder der deutschen Militairmission eine bisher nicht vorgekommene Höhe erreicht haben und daß die darauf bezüglichen Reclamationen derselben nicht den gewünschten vollen Erfolg hatten, obgleich sie auch von der deutschen Botschaft unterstützt wurden. Unrichtig ist es jedoch, daß der Infanterie-Instructor Marschall Kamphoevener Pascha, im Zusammenhange mit dieser Angelegenheit, mit „unbegrenztem Urlaub" nach Deutschland abgereist sei. Sowohl der Genannte, wie auch der Marine-Beirath Viceadmiral Kalau von Hofe haben vielmehr blos ihren alljährlichen und regelmäßigen Urlaub kürzlich angetreten und sich in ihre Heimath begeben. Ebenso unbegründet ist es, daß der deutsche Botschafter seine Zustimmung zu der angeblichen Beschwerde des Marschalls Kamphoevener Pascha bei dem deutschen Kaiser gegeben habe, und gleichfalls aus der Luft gegriffen ist infolge dessen auch der berichtete Ausdruck des Mißfallens des Kaisers Wilhelm in einer Unterredung mit dem türkischen Botschafter. Es ist weder der deutschen Botschaft in Konstantinopel, noch viel weniger dem deutschen Kaiser in den Sinn gekommen, diese rein finanzielle Angelegenheit der Mitglieder der deutschen Militairmission auf das diplomatische Gebiet hinüberzuspielen und danach wegen einer Frage, die sich über kurz oder lang von selbst regeln wird, die guten Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei zu trüben. Die „Enthüllungen" des „New York Herald" sind nichts anderes als tendenziöse Erfindungen eines schlecht oder nur halb unterrichteten Correspondenten.

Daß die Schule in **Oesterreich** mehr und mehr wieder den Klerikalen, auch mit Umgehung bisheriger gesetzlichen Bestimmungen, ausgeliefert werden soll, zeigt ein Ministerialerlaß, welcher, wie schon kurz erwähnt, verfügt, daß der Lehrplan an den steiermärkischen Realschulen dahin abgeändert wird, daß Religion in den drei oberen Classen je in einer wöchentlichen Stunde als obligatorischer Lehrgegenstand zu lehren ist, wogegen in der fünften Classe die Naturgeschichte, in der sechsten Classe die darstellende Geometrie und Chemie, endlich in der siebenten Classe das Freihandzeichnen je eine wöchentliche Unterrichtsstunde abzugeben haben. Da jedoch die Gesetzgebung für Realschulen in die Competenz der Landtage gehört, die Bestimmung der obligaten Lehrfächer Sache der Gesetzgebung und nicht der Verwaltung ist, so erscheint es undegreiflich, wie eine so einschneidende Verfügung ohne Einholung eines Beschlusses des Landtages erfolgen konnte. In Kärnten hat die Regierung eine gleiche Vorlage beim Landtage eingebracht, welche vom Gurker Fürstbischof Dr. Rahn lebhaft unterstützt, vom Landtage jedoch abgelehnt worden ist, womit doch ausdrücklich anerkannt wurde, daß Aenderungen der obligaten Lehrfächer der Landesgesetzgebung zukommen. Man braucht nicht besonders scharfsinnig zu sein, um vorhersagen zu können, daß ähnliche Ukase auch für die übrigen Kronländer bevorstehen. Schwieriger ist vorherzusagen, wie die Landtage zu diesem Eingriff in ihre Rechte sich verhalten werden. „Es ist überdies", wie man uns aus Graz schreibt, „ein offenes Geheimniß, welches alle ehemaligen Mittelschüler bestätigen werden, daß der Religionsunterricht, wie er an den oberen Classen der Mittelschulen betrieben wird, zur Erweckung einer freiunchristlichen Gesinnung gar nicht beiträgt, wohl aber unlösbare Zweifel in jenen jungen Gemüthern wachruft, die sich aus ihrer Jugend noch einige Frömmigkeit gerettet haben. Mit Schaudern denkt der ehemalige Mittelschüler an die trockene Dogmatik, an die endlosen Concilsbeschlüsse, bei denen der gläubige Sinn schließlich leer ausging. Offenbar werden dem religiösen Zelotismus bei diesem Unterrichte Thür und Thor geöffnet."

Ueber den Ausfall der **belgischen** Kammerwahlen schwanken die Meldungen noch in Einzelheiten, so viel steht aber fest, daß die Klerikalen sämmtliche Sitze behauptet und auch noch ein Plus zu verzeichnen haben und daß die Socialisten, wenn ihnen auch nur ein neues Mandat zufiel, doch mit einem Zuwachs von 113 444 Stimmen während der letzten beiden Jahre bewiesen haben, daß sie als Concurrenz für die Klerikalen sehr ernst zu nehmen sind; für diese gingen 216 187, für jene 195 613 Wähler zur Urne. Für den radicalen Fortschritt bedeutet der Wahlausfall eine vollständige Enttäuschung, er hat nicht einen Sitz gewonnen und ebenso ist es den Liberalen ergangen. Die Rolle, welche die Letzteren gespielt haben und welche ihre vollständige Abdication bedeutet, war eine geradezu klägliche. Die liberale Partei hat am 12. Juli das Bild einer Zerfahrenheit geboten, die man nur als den Vorläufer des völligen Zerfalles der Partei betrachten kann. In der Hauptstadt haben sich nur 5000 Liberale, der Weisung der Parteileitung folgend, der Abstimmung enthalten, während 20 000 für die Klerikalen und 15 000 für die Socialdemokratie stimmten. Damit ist die Auflösung der bisher einheitlichen liberalen Partei in Brüssel so gut wie vollzogen. Denn es ist zweifellos, daß die Liberalen, welche trotz der Parteileitung für die Socialdemokratie eintraten, sich fortan dem Radicalismus anschließen, während jene, welche für die Ultramontanen stimmten, im klerikalen Lager verbleiben werden. Diese Spaltung der liberalen Partei ist um so bedauerlicher, als sie im Parlamente selbst geradezu auf den Aussterbeetat gesetzt ist. Sie hat in der Kammer nur noch drei Vertreter, die nicht einmal durch hervorragende persönliche Eigenschaften über die numerische Schwäche der liberalen Kammerfraction zu trösten vermögen. Die Liberalen sind also thatsächlich auf dem Standpuncte angelangt, wo sie nichts weiter zu verlieren haben. Aber gewinnen können sie auch nichts, so lange das gegenwärtige Wahlsystem in Belgien in Kraft bleibt. Die liberale Partei wird, so weit menschliche Voraussicht reicht, noch recht lange sich mit der Rolle begnügen müssen, den Klerikalen gegen die aufstrebende Socialdemokratie beizustehen, ohne aus dieser Function auch nur den geringsten Vortheil zu ziehen. Eine Aenderung dieser wahrhaft trostlosen Lage wäre nur möglich, wenn die Vertretung der Minderheiten in das belgische Wahlgesetz eingeführt würde, und die Liberalen geben sich auch der Hoffnung hin, daß die Ultramontanen nichts Eiligeres zu thun haben werden, als diese allgemein als dringend anerkannte Reform so bald als möglich durchzuführen. Dringend ist die Reform allerdings, denn die Wahlen ergeben das erstaunliche Resultat: Klerikale 195 613 Stimmen und 72 Deputirte, Socialisten 216 187 Stimmen und 1 Deputirter, Liberale und Fortschrittler 201 133 Stimmen und 4 Deputirte, die christlich Socialen 22 058 Stimmen und kein Deputirter.

Feuilleton.

Jim Pinkerton und ich.

Roman von R. L. Stevenson und Lloyd Osbourne.

17] Autorisirte Bearbeitung von B. Katscher.

Nachdruck verboten.

„Um die Wahrheit zu gestehen, ich will Dir auch nichts sagen, denn es ist eine Sache, deren ich mich schämen muß", entgegnete ich verlegen.

„Schämen? Du, Londen? O, sage das nicht; gebrauche nicht einmal im Scherz einen solchen Ausdruck", protestirte Jim.

„Thust Du niemals etwas, dessen Du Dich später schämst?" fragte ich.

„Nein", entgegnete er mit rollenden Augen. „Ich bedaure wohl Manches hinterher, wenn es anders ausfällt, als ich gewollt und beabsichtigt; aber ich sehe nicht ein, weshalb ich mich deshalb schämen sollte."

Ich saß eine Weile stumm da, die Naivität von Jims Character bewundernd. Dann sagte ich seufzend: „Weißt Du, Jim, was ich am meisten bedauere? Wie die Dinge jetzt stehen, werde ich wohl darauf verzichten müssen, bei Deiner Hochzeit der Brautführer zu sein!"

„Bei meiner Hochzeit!" wiederholte er, ebenfalls schwer seufzend. „Für mich giebt es vorläufig keine Hochzeit. Ich werde mich von hier aus zu meiner Braut begeben, um ihr dies beizubringen. Es wird ein schwerer Gang sein. Wie das den ganzen Tag centnerschwer auf mir gelastet hat! Ich habe das Gefühl, als ob ich, da ich nun einmal verlobt bin, kein Recht gehabt habe, mich in eine so gewagte Speculation einzulassen."

„Du weißt, Jim, daß ich Dich dazu verleitet habe, schiebe also die ganze Schuld auf mich."

„Warum nicht gar!" rief er entrüstet. „Ich war darauf gerade so versessen wie Du. Du mit Deiner großen Beobachtungsgabe hast vielleicht den Anstoß gegeben — das ist Alles. Ich habe es mir selbst zuzuschreiben, und ich weiß, daß es verfehlt war."

Während Jim sich auf den Weg machte, seine peinliche Mission auszuführen, begab ich mich heim, zündete im Bureau das Gas an und setzte mich nieder, um über die Ereignisse des denkwürdigen Tages nachzugrübeln: über die Auction mit ihren Aufregungen und Enthüllungen, das Verschwinden der Mannschaft, die Angst, die großen Geldsummen und die ebenso gefährliche wie undankbare Aufgabe, die meiner in der nächsten Zukunft harrte.

Ein Fieber der Neugier und des Verdachtes schüttelte mich; ich quälte meine Phantasie mit den verschiedensten Räthsel-Lösungen, verwarf dieselben jedoch sofort wieder als mit den Thatsachen unvereinbar und fand in dem Geheimniß, von welchem ich mich umgeben sah, ein kostbares Reizmittel für meinen Muth und einen beruhigenden Trank für mein Gewissen. Ich will damit jedoch nicht gesagt haben, daß ich mich zurückgezogen haben würde, wenn die Geschichte glatter abgelaufen wäre. Der Schmuggel ist eines der gemeinsten Verbrechen, weil man dabei das ganze Land beraubt und die Aermen noch ärmer macht. Der Opiumschmuggel aber ist ganz besonders verbrecherisch, denn er nähert sich dem Massenmord. Ueber all diese Puncte war ich mir ganz klar. Mein moralisches Gefühl lehnte sich gegen meine Interessen auf, und wäre Jim nicht betheiligt gewesen, ich würde fast mit Genugthuung an ein Mißlingen meines Unternehmens gedacht haben. Aber Jim, sein Vermögen und seine Hochzeit hingen von meinem Erfolge ab und seine Wohlfahrt lag mir mehr am Herzen als diejenige der Südseeinsulaner. Diese Moral mag recht armselig sein, aber ich fühle mich nicht halb so beschämt darüber, mich in das waghalsige Abenteuer eingelassen zu haben, als ich stolz darauf bin, meinem Freunde zu Liebe mein Bestes daran gesetzt zu haben, es glücklich durchzuführen. Ich stand früh auf, ging spät zur Ruhe, legte überall, wo es Noth that, selbst mit Hand an, scheute keine Gefahr und führte dieses einzige Mal in meinem Leben die Rolle eines „ganzen Mannes" zu meiner eigenen Zufriedenheit durch. Ich wäre vielleicht auch ohne das geheimnißvolle Element, in der Geschichte durch dick und dünn gegangen, aber gewiß nicht mit demselben Eifer. Und was mich in jener Nacht mit ungeduldiger Sehnsucht nach der See, der Insel und dem Wrack erfaßte, war die Hoffnung, dort die Lösung von hundert Fragen, die sich meinem lebhaft erregten Geiste aufdrängten, zu finden und insbesondere zu erfahren, weshalb Capitain Trent der Auction in so aufgeregter Spannung folgte und warum der geheimnißvolle Dicken sich durch meine Frage vom Telephon verscheuchen ließ.

Zehntes Capitel.

Ich fühlte mich kreuzunglücklich, als ich endlich spät in der Nacht einschlief und mit demselben Gefühl erwachte ich am nächsten Morgen. Dazu gesellte sich noch eine traumhafte, höchst schmerzliche Vorstellung von zerschmetternden Beinen und meinem im Ocean schwimmenden Haupte. Ich muß eine Zeitlang in diesem halbwachen, abscheulichem Zustand gelegen haben und erst ein mehrmaliges starkes Klopfen an der Bureauthür rief mich aus demselben heraus. Meine Gedanken wurden dadurch plötzlich ernüchtert und ich erinnerte mich sofort an den Verlauf des Wracks, an Goddeaal und Nares, an Johnson und den schwarzen Tom, an alle Sorgen und Aufregungen des gestrigen Tages und an die mannigfachen Verpflichtungen, die der heutige mit sich bringen mußte.

Der Gedanke daran belebte mich wie ein Schlachtruf. Ich sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett, eilte durchs Bureau, wo Pinkerton noch in tiefem Schlafe lag, und öffnete die Thür, im Nachtgewand unsere Gäste empfangend.

Johnson grinste mich verständnißvoll an, hinter seinem Rücken stand, den Sonntagshut über den Kopf gestülpt und eine brennende Cigarre zwischen den Lippen, Capitain Nares. Durch ein leichtes Kopfnicken wollte er mir wohl andeuten, daß er unsere kürzliche Bekanntschaft anerkenne. An dem Treppenkopf lehnten einige Matrosen — die neue Mannschaft der „Norah Creina". Ich überließ sie vorläufig ihren eigenen Gedanken und bat die beiden Officiere, einzutreten, worauf ich Jim durch tüchtiges Rütteln an der Schulter weckte. Er setzte sich kerzengerade in seinem Bett auf und starrte den neuen Capitain verwundert an: „Jim, dies ist Capitain Nares! Capitain, dies ist Herr Pinkerton!" stellte ich vor.

Nares wiederholte stumm sein steifes Kopfnicken und betrachtete uns Beide aufmerksam. Seine klaren, scharfen, blaßblauen Augen schienen Einem bis auf den Grund der Seele zu dringen.

„Das also ist Herr Nares?" rief Jim erfreut. „Guten Morgen, Capitain! freue mich Ihre Bekanntschaft zu machen. Ihrem Rufe nach kenne ich Sie bereits sehr genau."

Unter den gegenwärtigen Umständen war dies eine unzarte Anspielung und Nares beantwortete sie mit einem mißmuthigen Grunzen.

„Sie wissen wohl schon, worum es sich handelt?" fuhr Jim unbirrt fort. „Sie sollen die „Norah Creina" nach der Midway-Insel segeln, dort das Wrack abbrechen, dann Honolulu anfahren und endlich im unseren Hafen zurückkehren. Das ist doch deutlich?"

„Aus einem Grund, den Sie, wie ich vermuthe, kennen, würde mir die Kreuzfahrt wohl passen", entgegnete Nares, noch immer in unliebenswürdiger Zurückhaltung; „aber vorher müssen wir uns über einige Puncte verständigen, Herr Pinkerton. Ob nun ich die Sache übernehme oder sonst Jemand, hätte es keinen Sinn, Zeit zu verlieren. Geben Sie Johnson eine Vollmacht mit und lassen Sie ihn die Kerle draußen sofort an die Arbeit stellen, wenn sie es bleiben sollen."

Pinkerton ging auf diesen vernünftigen Vorschlag ein und Nares athmete erleichtert auf, als sein Untergebener sich entfernt hatte.

„So, jetzt sind wir allein und können offen sprechen. Vor Allem müssen Sie mir reinen Wein einschenken und sagen, welchen Zweck diese Kreuzfahrt eigentlich hat. Was bedeuten diese Placate? Sie haben ja diese Geschichte vor Barnum's Museum angezeigt und damit alle Zungen in Bewegung gesetzt. Das paßt mir nicht, denn Sie wissen, daß ich selbst Butter auf dem Kopfe habe und mich nicht der Sonne aussetzen darf. Bevor ich mich entschließe, die Leitung des Schiffes zu übernehmen, muß ich genau wissen, was hinter der ganzen Sache steckt und wo hinaus sie zielt."

Pinkerton berichtete ihm nun mit kaufmännischer Genauigkeit über Alles; je weiter er kam, desto wärmer und lebhafter wurde seine Sprache. Nares saß, noch immer mit dem Hute auf dem Kopfe, rauchend da und begleitete jede neue Phase der Erzählung mit Stirnrunzeln und Nicken; doch verriethen seine lebhaft aufblitzenden Augen sein Interesse an der Geschichte.

„Jetzt wissen Sie Alles und können selbst urtheilen", schloß Pinkerton. „Ich bin überzeugt, daß Trent nach Honolulu durchgebrannt ist, und er wird nicht viel von den 50 000 Dollars brauchen, um einen flotten Schooner nach den Midway-Inseln zu miethen. Begreifen Sie jetzt, wozu ich einen ganzen Mann brauche? Das Wrack gehört mir, ich habe es baar bezahlt, und wenn ich darum kämpfen muß, so will ich versichert sein, daß nach Kräften dafür gekämpft wird. Wenn Sie in neunzig Tagen nicht zurück sind, muß ich einen Bankerott ansagen wie ihn diese Küste noch selten erlebt hat. Sie sehen, ich spreche ganz offen mit Ihnen; es handelt sich dabei um Leben und Tod für mich und Herrn Dodd. Auf der Insel wird es wahrscheinlich zu einem Handgemenge kommen, und schon als ich vergangene Nacht Ihren Namen hörte, sagte ich mir: Nares ist mein Mann! Und wie ich Sie jetzt vor mir sehe, mit Augen im